

Klaus Michael Oberrainer

# Meerwasser

*Geschichte einer ersten Liebe*

Roman

Zum Autor:

Klaus Michael Oberrainer, geboren in Österreich (Lind im Drautal), lebt in München. Veröffentlichungen von Textfragmenten in diversen Literaturzeitschriften. In Buchform erschienen sind die Romane „Die Salzwüste“, „Honigkirschen“, „Meerwasser“ sowie „Madame Caramel“.

© 2026 Klaus Michael Oberrainer

1. Auflage

Illustration: Klaus Michael Oberrainer

Umschlaggestaltung: Buchschmiede

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8

2203 Groöbebersdorf

Österreich

[www.buchschmiede.at](http://www.buchschmiede.at) – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

[info@buchschmiede.at](mailto:info@buchschmiede.at)

Besuche uns online



ISBN Softcover: 978-3-99192-313-8

ISBN E-Book: 978-3-99192-312-1



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für Sieglinde

## Inhaltsverzeichnis

1 – VALERIE CHAPO	7
2 – DAS ÜBLICHE	16
3 – BLANKOSCHEIN	30
4 – GROßES MEISTERWERK	39
5 – ALIBI	52
6 – VALERIE CHAPO	71
7 – HEIMWEH	86
8 – GEFÄHRliche STRUDEL	97
9 – SCHIEFLAGE	110
10 – VALERIE CHAPO	125
11 – VERÄNDERUNGEN	141
12 – FEUERWERK	156
13 – GEGENBEWEGUNGEN	168
14 – BÜNDNIS	180
15 – VALERIE CHAPO	192
16 – NEUES KAPITEL	205
17 – HAND IN HAND	216





Die erste Liebe ist wie ein romantisches Lagerfeuer, aus dessen Glut helle Funken zum dunklen Nachthimmel emporsteigen. Ihr Anblick lässt jedes empathische Herz höherschlagen. Doch fallen einmal Regentropfen aus den grauen Wolken des Alltags auf die züngelnden, bläulichen Flammen, kühlt selbst die größte Leidenschaft aus und damit erlischt jedes heiße Begehren, und alle schönen Träume zerplatzen nach und nach wie Seifenblasen.

Der erste Junge, für den ich mich interessierte und der sich im Gegenzug auch für mich begeisterte, hieß Igawa Hiroki. Beide waren wir Schüler eines Gymnasiums in München. Wir saßen nicht in derselben Klasse, denn Igawa war zwei Jahre älter als ich. Wir trafen uns auf dem Schulhof und verabredeten uns dort für den Nachmittag, nachdem wir einige kläglich gescheiterte Versuche hinter uns gebracht hatten, eine für uns beide halbwegs interessante Unterhaltung zwischen unseren kindisch herumtollenden Mitschülern zu führen. Wir vereinbarten, uns in der ersten Stunde nach Unterrichtsende zu treffen, und zwar vor der Eismanufaktur an der Münchner Freiheit. Unsere Begegnungen außerhalb des Schulareals fanden daraufhin regelmäßig statt. Sie wurden zu einem fixen Bestandteil unserer einsetzenden Entwicklung, die uns zu Individuen machte, die einigermaßen kommunikationsfähig waren, ganz nach dem Vorbild der Erwachsenen, die damals noch über uns bestimmten, wenn nicht sogar herrschten wie Tyrannen.

Igawa, war ein typisch japanischer Junge, mit schwarzem, glattem Haar, dunklen, etwas verengten Augen, einem ebenmäßigen, blassen Gesicht, einer wunderbar geformten flachen Nase. Sein Körper war schlank, sogar schlanker als meiner, kein Gramm Fett ließ sich irgendwo an ihm entdecken. Er war auf den ersten Blick nicht unbedingt der hübscheste Junge an der Schule, doch er war der einzige, den ich - wie damals fast alle übrigen Jungs - nicht unfassbar hässlich fand. Es war also zu Anfang nicht unbedingt das Aussehen dieses Jungen, das mich unaufhörlich und fast unwiderstehlich in seine Nähe trieb, so wie bunte Schminkutensilien in einem Drogeriemarkt die frühreifen Mädchen meines Alters unwiderstehlich anzogen. Doch je öfter ich Igawa traf, desto besser gefiel er mir auch äußerlich, ich fand dann irgendwann sogar, dass er der fesselndste Typ von ganz

München war. So wurde aus diesem japanischen Jungen nach und nach mein *erster Freund*, in den ich plötzlich so verknallt war, wie unsere Großmütter in Elvis Presley, als sie noch blutjung waren. Wenn ich Igawa irgendwo auftauchen sah, war ich versucht schrill wie eine Sirene zu kreischen, in meinem Bauch taumelten nämlich Millionen Schmetterlinge wie verrückt herum, als wären es mit Drogen vollgepumpte Diamantentäubchen. Igawa erging es zum Glück in dieser Hinsicht nicht viel besser als mir, sobald er mich erblickte, verlor er die Fassung und lag mir wenige Augenblicke später schon zu Füßen, wie Humphrey Bogart seiner bezaubernden Partnerin Ingrid Bergman im Film Casablanca. Wenn ich mit ihm zusammen war, fühlte ich zum ersten Mal, was es hieß, wie eine Prinzessin behandelt zu werden. Das lag daran, dass er mir zuhörte, also wirklich zuhörte, nicht nur auf die oberflächliche Art, wie es meine Freundinnen oder meine übrigen Klassenkameraden, oder meine Lehrer und Eltern taten. Sie waren stets nur mit dem halben Ohr dabei. Igawa hörte mir aufmerksam zu, ließ mich zu Ende reden und ging dann auf jedes Wort ein, das ich ausgesprochen hatte. Unsere Verbindung war so tief, so überwältigend vertrauensvoll, ich hielt dies für den Beleg unserer Seelenverwandtschaft. Wobei ich sagen muss, es ist nie etwas passiert zwischen uns, wir waren dafür einfach noch zu jung. Als wir damals den Umgang miteinander pflegten, waren wir unschuldig, wie zwei Priesterzöglinge, die durch den Garten des Vatikans schlenderten und sich über die zehn Gebote austauschten. Igawa war ein Liebhaber von Büchern und weil ich mich damals ebenso mit Leidenschaft der Lektüre schmachten-der Literatur hingab, brachte ihm seine Vorliebe bei mir noch jede Menge weiterer Pluspunkte ein. So wie die Society-Sternchen sich den Seriensiegern der Formel 1 regelrecht aufdrängen und an den Hals werfen, so sehr suchte ich unaufhörlich die Nähe von Igawa, der mir so unheimlich klug wie ein Astrophysiker erschien. Ich genoss es, dass er mich unaufhörlich bewunderte,



wenngleich mir der Grund dafür unerklärlich war. Igawa war damals jedenfalls mein ganzer Stolz. Er war ein wohlerzogener, höflicher Junge, ich tat nichts lieber, als mich zusammen mit ihm zu zeigen. Wir hielten uns an den Händen, küssten uns insgesamt vielleicht ein dutzend Mal auf den Mund, bestimmt nicht viel öfter - was ich im Nachhinein sehr bedauere. Er hat mich nie nackt gesehen. In seiner Fantasie womöglich, das weiß ich nicht, aber wir haben dieses Thema niemals direkt angesprochen, unser Gesicht wäre rot angelaufen, wie ein neu lackiertes Feuerwehrauto. Er war schüchtern, ich war es auch, unsere Eltern mussten uns nicht ermahnen, keine Dummheiten zu machen, wir hatten es einfach nicht vor.

Es war im Englischen Garten, wir saßen an einem sonnigen Nachmittag im Gras auf dem Boden, ich lehnte mich rücklings an ihn. Es war vermutlich eine zufällige Eingebung Igawas, als er mit seiner Hand über mein T-Shirt strich, vom Hals hinunter bis zum Bauch. Er spürte dabei wohl unter dem Stoff meinen zart entwickelten Busen, der, wie ich fand, im Grunde noch gar nicht vorhanden war. Er sagte: „Oh, entschuldige bitte, ich habe unabsichtlich die versteckten Sonnenhügel unter deinem T-Shirt gestreift.“ Dass er meine knospenden Brüste, die erst ein Jahr später deutlich an Umfang zulegen sollten, damals *Sonnenhügel* nannte, imponierte mir, es war liebevoll gemeint, es war nichts Anrühiges dabei. Ich mochte es und ich habe diesen Moment ehrlich gesagt nie vergessen, nicht das, was ich damals verspürte.

Wenn ich jemals einen Mann heiraten würde, dann Igawa Hiroki, sagte ich mir. Ein anderer kam für mich nicht in Frage, all die anderen, die ich damals begutachtete, besaßen nicht die Klasse und schon gar nicht den Kopf Igawas. Dass ich jemals einem Mann begegnen könnte, für den ich mich mehr interessieren würde oder für den ich mehr empfinden könnte als für Igawa, war für mich genauso abwegig wie die Vorstellung, dass ich irgendwann in meinem Leben höchstpersönlich auf dem Gipfel

des Mount Everest stehen würde. Ich habe nichts gegen Berge, ich liebe Berge sogar, aber eben nur bestimmte, nämlich jene, die nicht viel höher sind als der Kirchturm von Giesing. Auf die anderen, die diese Marke übersteigen, bringen mich keine zehn Pferde. Ich kann in dieser Hinsicht stur sein, wie ein störrischer Esel - man sieht es mir zum Glück nur nicht auf den ersten Blick an.

Der Schock kam dann im Herbst. Igawa ist noch vor Beginn des neuen Schuljahres weggezogen. Seine Eltern verließen überraschend München, weil sie an einer angesehenen Universität im Süden Italiens eine Anstellung erhielten, für die sie sich vor Monaten beworben und auf deren Zusage sie seitdem inständig gehofft hatten. Igawa konnten sie selbstverständlich nicht zurücklassen. Der berufliche Wechsel und der damit verbundene Umzug kam auch für Igawa völlig überraschend. Seine Eltern haben mit ihm bis zum Tag ihrer Abreise nicht über ihre Pläne gesprochen, die für sie längst beschlossene Sache waren. Igawa war der letzte, der davon erfuhr, dass seine Familie, die Familie Hiroko, ihre Zelte in meiner Heimatstadt abbrechen würde. Über Monate hinweg wurde von seinen Eltern hinter seinem Rücken über nichts mehr anderes gesprochen als vom Neuanfang in dem sonigen Land, niemals jedoch in Igawas Gegenwart. Ihr Junge war absichtlich von ihnen getäuscht worden und darum war er absolut ahnungslos, was ihn nun erwartete, er war unwissend wie ein Dschungelkind, das plötzlich unter Menschen kam und nicht wusste, welchen Zweck ein Buch erfüllte. Es war von den Eheleuten Hiroko alles bis ins kleinste Detail organisiert, nach dem Frühstück erfolgte der Aufbruch gen Süden. Mein Freund schaffte es gerade noch, einen dürftigen Brief an mich zu schreiben, ihn in ein Kuvert zu stecken, welches er dann am Bahnhof, bevor er in den Zug stieg, in einen Postkasten einwarf. Ganz sicher haben die Eltern Igawas ihren Sohn absichtlich – wie man so treffend sagt – dumm sterben lassen, denn die überstürzte

Abreise ließ ihrem Sprössling keine Möglichkeit mehr, sich gegen diese Umwälzung in seinem Leben aufzulehnen. Vielleicht wusste oder vermutete Herr und Frau Hiroko, dass wir – also Igawa und ich - *zusammen waren*, und sie scheuten eine Diskussion mit ihrem Sohn darüber. Sie ahnten aber gewiss nicht, dass ich bereit gewesen wäre, mit meinen Eltern ins Gespräch zu gehen, um mit ihnen die Möglichkeit zu erwägen, den japanischen Jungen bei uns aufzunehmen, damit er nicht fortgehen musste. Sie wussten nicht, dass ich alles getan hätte, um Igawa hier behalten zu können. Ich war gewillt mein Zimmer mit Igawa zu teilen, mein Taschengeld, mein Brot, mein Bettzeug, meine Toilettenartikel, meine versperrten Schubladen, mein geheimes Tagebuch, einfach alles, was ich besaß, und das sonst niemand auf der Welt ungestraft anrühren durfte. Aber als ich erfuhr, dass Igawa nicht mehr da war, war es zu spät dafür, um mit meinen Eltern darüber zu verhandeln. Ich musste akzeptieren, dass mein Freund und ich uns vielleicht nie wieder sehen würden. Das war der erste Schlag ins Gesicht, den mir mein Leben verabreichte und dieser schmerzte mich mehr als jeder weitere, der noch folgen sollte. Der Brief enthielt nur zwei Zeilen, die er vermutlich in völliger Panik und unter großem Druck hinkritzelte, sie lauteten:

*„Wir reisen heute ab Valerie und ich weiß noch nicht einmal genau wohin. Ich werde dich nie vergessen, versprich mir, dass du es auch nicht tust. Auf ewig Dein Igawa.“*

Beide Elternteile meines Freundes waren Professoren, sie dienten der Wissenschaft, dies war offenbar ihr einziger Lebensinhalt. Sie ordneten ihrer Berufung alles andere unter, sie langweilten sich zuhause, blühten aber in den sterilen Laborräumen der Fakultät auf. Sie waren zwei Menschen, die mehr oder weniger ohne Privatleben auskamen, nichts erschien ihnen deprimierender und langweiliger zu sein, als jemandem zuzuhören, der über sich selbst sprach. Sie wunderten sich denn auch über Kollegen, über Weggefährten, die nach einem freien Wochenende

von Familienausflügen, von Geburtstagsfeiern, von Verwandtschaftsbesuchen erzählten, kurz von all den banalen Vorkommnissen, die das Dasein gewöhnlicher Menschen bereichert, so als wären diese Nichtigkeiten genauso wichtig wie eine neue Studie aus ihrem Fachgebiet. Ich glaube, dass sie sich nie über die Interessen ihres Sohnes Gedanken machten. Nach ihren Vorstellungen sollte sein Hauptaugenmerk einzig und allein auf seinem schulischen Fortkommen liegen. Der Auftrag, den sie Igawa erteilten, lautete, er solle die besten Noten einheimsen, seine Mitschüler übertrumpfen, seine Lehrer von sich beeindrucken. So wie sich eine Biene massenhaft Pollen in die Körbchen seiner Hinterbeine stopft, bevor sie zurückkehrt zu ihren Artgenossen in den Stock, so verlangten Igawas Eltern von ihrem Sohn eine diesem tierischen Fleiß entsprechende Emsigkeit, bei der Anhäufung von Wissen. Für sie war es selbstverständlich, dass er alles dafür tat, um bis zum Beginn seines Studiums all jene Erfolge einzusammeln, die es zu holen gab. Es gab etliche schulische Wettbewerbe, an denen sie ihn nötigten, teilzunehmen. Sei es in schriftlicher oder mündlicher Form, in Hauptfächern oder Nebenfächern, er musste selbstverständlich überall mitmachen, natürlich vor allem deshalb, um zu gewinnen. Ein zweiter Platz galt im Hause Hiroki schon als Niederlage. An Igawa gaben seine Erzeuger alle ihre besonderen Gene weiter, dies erklärt am besten, woher die überragende Intelligenz meines Freundes kam. Gewiss meinten es Igawas Eltern gut, als sie ihn ganz im Sinne ihrer eigenwilligen Anschauungen erzogen, ihn, solange er noch Kind war, wie weichen Ton in ihren Händen formten, bis er jene Gestalt angenommen hatte, die ihnen von ihrem Sohn vorschwebte. Ich glaube, sie gehörten zu diesen Eltern, die ihren Kindern stets etwas vormachen, die ihre Sprösslinge in ein Meer von Lügen tauchen, um Macht über sie auszuüben und um sie beherrschen zu können. Sie waren leider wahre Monster.

Ich lernte sie bedauernswerterweise nie persönlich kennen, deswegen ist das, was ich hier über sie sage, vielleicht nicht ganz richtig, oder größtenteils sogar erfunden, oder zumindest erst im Nachhinein von mir recht freizügig ersonnen worden, einzig zu dem Zweck, mir selbst ihre grausame Tat einigermaßen erklären zu können. Ich kann sie mir nur als herzlose Wesen denken, nachdem sie mir damals jenen Menschen raubten, der mir alles bedeutete. Sie haben *mir* Igawa aus den Armen gerissen, aber es war ein Verbrechen an *uns* beiden. Es gibt Millionen von Leuten, die geschockt wären, wenn sie eines morgens aus der Zeitung erführen, dass das Gemälde der Mona Lisa aus dem Louvre geraubt worden sei. Für mich war es genau dasselbe mit Igawa. Dass er nicht mehr in München wohnte, nicht mehr auf meine Schule ging, nicht mehr in den Pausen des Unterrichts mit mir abhing, war ein unersetzbarer Verlust für mich, ein furchtbarer, unbeschreiblicher Schock. Der schlaksige japanische Junge, mit den dunklen, unergründlichen Augen, mit der schönsten flachen Nase im Gesicht, die ich je sah, war zum Fixstern meines noch jungen Lebens aufgestiegen. Wie sehr ich an ihm gehangen hatte, wie viel mir an ihm wirklich lag, wurde mir erst im Nachhinein bewusst, als er plötzlich nicht mehr da war. Da es keine Treffen mehr mit ihm gab, keine Möglichkeit mit ihm zu sprechen, fing ich irgendwann an *über* ihn zu sprechen. Zuerst führte ich Selbstgespräche, wie sie viele bedauernswerte Leute in den Irrenanstalten führen, ja ich versank darin schon bald bis zum Hals. Dann belästigte ich meine Schwester Elsa mit meinen schon an Wahnsinn grenzenden endlosen Elegien über Igawa. Die Ärmste musste meinen Kummer zusammen mit mir ausbaden, manchmal bis zum bitteren Erbrechen. Aber sie machte das gut, sehr gut sogar, sie war die meiste Zeit so unsagbar tapfer. Sie stimmte mit mir ein, wenn wir so taten, als sprächen wir tatsächlich über einen Jungen, der immer noch in der Stadt, der immer noch einer von uns war. Ich sagte beispielsweise zu ihr: „Elsa,

gestern sah ich Igawa aus der Bäckerei Rinner kommen, du weißt schon in der Leopoldstraße. Er kaufte Brötchen für seine Eltern und wahrscheinlich hat er bei dieser Gelegenheit gleich auch noch für mich eine große Schaumrolle besorgt, er weiß ja, dass ich diesen Zuckerbomben nicht widerstehen kann und sie hinunterschlinge, so wie ein Tiger einen Affen verspeist.“ Und Elsa sagte dann: „Ich habe Igawa heute in den Bus steigen sehen, er trug sein ultraschickes, grünemailliertes Antifleischesser-Protest-T-Shirt und dazu diese naturfarbenen Leinenhosen. Er nahm den Bus, der zum Olympiapark fährt, soweit ich weiß, findet dort dieser Tage ein Street-Food-Festival statt.“

„Das würde zu ihm passen! Seinen Humor, fand ich schon immer umwerfend.“, gab ich entzückt auflachend zurück.

In Wirklichkeit habe ich nie wieder etwas von Igawa gehört. Er war verschollen, so wie der Weltraummüll, den die Menschheit im Laufe der letzten Jahrzehnte im Universum angehäuft hat. Ich hätte ein um die Erde kreisender Satellit sein müssen, um meinen Igawa, den dünnen japanischen Jungen, irgendwo aufstöbern oder etwas über seinen Aufenthaltsort erfahren zu können. Meine Schwester hat mich jahrelang über diesen Verlust hinweggetröstet, ohne sie wäre ich bestimmt verrückt geworden. Ich malte mir ständig aus, was gewesen wäre, wenn Igawa hiergeblieben wäre, wenn es eine Fortsetzung unserer Geschichte gegeben hätte. Es hätte für uns keinen Tag gegeben, an dem wir nicht glücklich miteinander gewesen wären, davon war ich felsenfest überzeugt, denn wir waren anders als alle anderen. Doch jeder Gedanke, den ich mir zum versäumten Glück meiner ersten Liebe machte, war nicht mehr als eine kleine Gräte eines hypothetischen Traumes. Dass seine Eltern sich dafür entschieden hatten, Igawa und mich zu trennen, indem sie ihren Lebensmittelpunkt nach Italien verlegten, empfand ich als die größte Gemeinheit gegen mich als Mensch. Das Vergnügen, welches sich diese herzlosen Geschöpfe von ihrem Engagement an der

italienischen Universität versprochen, ging voll und ganz auf meine Kosten. Ich stellte mir vor, dass Igawa, als ihm seine Erzeuger erklärten, sie würden München auf immer verlassen, um fortan zusammen mit ihm woanders zu leben, heftig protestierte. Er weigerte sich bestimmt mitzukommen, er wollte es nicht wahrhaben und er war sicher völlig außer sich. Er rastete aus und sagte Dinge zu seinen Eltern, die grob und verletzend waren, ja, die im Grunde sogar unverzeihlich waren. Aber natürlich änderte dies alles nichts mehr an ihrem gefassten Entschluss. Igawa gelang es nicht, seine Eltern umzustimmen, sie waren eiskalt und fest entschlossen, ihr Vorhaben durchzuziehen, koste es was es wolle. Eher hätte man einen Berg aus den Alpen nach Dänemark verpflanzen können, in dieses bizarre Land, das überall so flach ist wie eine Briefmarke, als dass es Igawa möglich gewesen wäre, seine Eltern davon zu überzeugen, wegen ihm, oder gar wegen mir, doch in meiner Heimatstadt zu bleiben.

Elsa hat mit mir über meinen ersten Freund Igawa gesprochen, wieder und wieder, manchmal freiwillig, manchmal zwang ich sie dazu, so als wäre er nicht fort, sondern ein Mensch, mit dem wir den größten Teil unserer Zeit verbrachten. So gingen die Jahre unserer Schulzeit dahin, wir wurden erwachsen und taten irgendwann all das, was die Gesellschaft von Erwachsenen erwartet.

## 2 – Das Übliche

Der Weg, den Elsa für die meisten Angelegenheiten nahm, die sie unmittelbar tangierten, verlief meist erstaunlich geradlinig. Sie war, bis sie ihren späteren Mann traf, an einem Verhältnis mit einem Vertreter des anderen Geschlechtes nie wirklich interessiert gewesen. Sie war, anders als fast alle ihrer Freundinnen, nicht neugierig auf Sex. Mit Intimität setzte sie sich gedanklich kaum ernsthaft auseinander, sie war damals vielleicht keuscher als so mancher Geistliche auf dem Lande. Die Liste von Dingen, die imstande waren, ihr Herz und ihr Hirn zu entflammen, war generell eine kurze, lediglich wenn es um Klamotten und Lifestylereiz der Stars ging, schien sie aus ihrer pubertären Letargie aufzuwachen. Es war lange Zeit nicht klar, ob sie sich je zu Männern hingezogen fühlen würde, sie war mit achtzehn immer noch ein seltsames Zwitterwesen, nach der Art der Schnecken. Wenn sich Jungs an sie heranmachten, dann prallten ihre Bemühungen sie zu erobern an ihr ab, wie die Pfeile der Bogenschützen an einem Eisenschild. Umso überraschender war es, als sie ein paar Jahre später, nahezu ohne Vorwarnung, eine der ersten aus ihrer engeren Clique war, die sich fest an einen Mann band.

Felix Babitsch hieß ihr erster Schwarm, für den sie fortan ihre ganze Zeit aufopferte. Es dauerte nicht lange und für das Paar läuteten die Hochzeitsglocken. Die frisch gebackene Ehefrau wurde rasch schwanger, ihre jetzt noch nicht ganz dreijährige Tochter heißt Gisela. Elsa war, was ihre Vorstellungen von Ehe betraf, von der naiven, blauäugigen Sorte. Ihr fehlte jede Ahnung davon, wie zäh sich eine Beziehung gestalten konnte, wenn man nicht dafür sorgte, dass die Spannung zwischen den Partnern auf dem Feld der Erotik aufrechterhalten bleibt. Sie wusste nichts davon, was ihr Mann von ihr erwartete, wie sie es anstellen konnte, aus sich eine sinnliche Verführerin zu machen, über die er in



einem Anfall animalischer Leidenschaft herfallen konnte. Genauso blank wie sie in Fragen der Klimaprobleme dieser Welt war, war sie es auf dem Gebiet der Sexualität. Dabei gab Elsa rein äußerlich das Bild einer perfekten Frau ab, also von einer Dame, die die Träume der Männer gemeinhin beflügelte. Perfekt war an ihr so ziemlich alles, was man sich eben darunter so vorstellt: die blonde Mähne, die im Fitnessstudio getrimmte Figur, die himmelblauen Augen, die sinnlichen Lippen, die ägyptische Kleopatra-Nase, die langen schlanken Beine, die zarten Fingerchen mit den langen aufgeklebten Nägeln und ihr divenhafter Gang, der Männer reihenweise dazu brachte, sich reflexartig nach ihr umzudrehen. Umgekehrt brachte Felix viel von dem mit, was für Elsa einen Mann attraktiv machte. Doch wie alle jungen Leute, die einen Partner finden, den sie überhöhen und in pubertärer Manier anhimmeln, verfiel auch Elsa der Illusion, diese wunderbare Liebe bliebe für immer bestehen und sei das Höchste, was ihr im Leben zuteilwerden würde. Leider erkannte sie bald den Bluff, dem sie offenbar aufgesessen war. Die bittere Erfahrung, die so viele Menschen in einer Paarbeziehung machen, ereilte ebenso Elsa, sie musste erkennen, wenn der Vorhang fällt, hinter dem sich die Unzulänglichkeiten des Partners verbergen, folgt die Ernüchterung angesichts der erschreckenden Gewöhnlichkeit des eigenen Daseins auf dem Fuß. Dafür reichen zwei, drei Jahre des Zusammenlebens in einem Haushalt allemal aus, und sei er noch so luxuriös ausgestattet. Der stinknormale, nervtötende Alltag tötet jede Begeisterung eines Paares füreinander, wie Zinkphosphid unliebsame Nagetiere.

Die Liebe ist wie ein romantisches Lagerfeuer, aus dessen Glut helle Funken zum dunklen Nachthimmel emporsteigen und deren Anblick jedes empathische Herz höherschlagen lässt. Dagegen gibt es nichts zu sagen. Doch fallen einmal Regentropfen auf die züngelnden, bläulichen Flammen, kühlt die größte Leidenschaft aus und damit erlischt jedes heiße Begehren

füreinander, und alle Träume zerplatzen plötzlich wie Seifenblasen vor unseren Augen. Diese Regentropen fallen jedoch nicht etwa aus irgendwelchen Wolken herunter, die am Himmelszelt aufziehen, nein, sie werden von unserem Blick erzeugt, der wieder klar geworden ist, nachdem ihn der Zauber des Anfangs vollkommen verschleierte. Sie fallen nämlich uns selbst aus dem Kopf, wann immer wir in dem ehemals vergötterten Gesicht unseres Gefährten nichts als buchstäbliche Langeweile erkennen, oder wenn wir uns den Haufen schmutziger Wäsche vergegenwärtigen, den unser Abgott Tag für Tag produziert, oder auch wenn die Ansammlung unausstehlicher Gewohnheiten unseres Partners plötzlich überhandnehmen. Anscheinend findet kaum jemand den Schlüssel, mit dem man sich aus der monströsen Banalität seiner Existenz retten könnte, denn die meisten Leute verspüren in ihrer Beziehung oder ihrer Ehe nichts als Frust, je länger diese andauert.

Felix war ein Sprücheklopfer, ein Angeber vor dem Herrn, als ihm Elsa in einem Münchner Tanztempel zum ersten Mal vor die Beine lief. Damals fand Elsa diesen etwas ungehobelten Bur-schen cool, obwohl ihn die meisten ihrer Freundinnen für äußerst oberflächlich und anspruchslos hielten. Seine Art, wie er mit Mädchen sprach, war zugegeben überdreht und oftmals geradezu unverschämt, er nervte mit vulgären Sprüchen manchmal wie der aufheulende Motor eines Sportwagenfahrers an der roten Ampel. Auf manche mochte er tatsächlich wirken wie ein durchgeknallter Prolet, der nicht wirklich viel im Hirn hat, außer der Absicht jede weibliche Blume flach zu legen. Doch Elsa fand genau dies alles anziehend und was andere beim Umgang mit ihm vorsichtig werden ließ, lockte sie an wie der Duft von angefaultem Obst die unselige Armada der Fruchtfliegen. Die anderen, die geschniegelten und einsilbigen Typen, gab es wie Sand am Meer, sie lungerten in den Bars in jeder Ecke herum und sie waren es oft nicht einmal wert, dass man sie sich genauer ansah.

Felix stach aus dieser dumpfen Masse heraus, weil er nicht maulfaul war, er war unterhaltsam, ja auf seine Art geistreich und schlagfertig. Elsa bemerkte auch, dass Felix durchaus eine andere Seite hatte als die, die er beim Ausgehen gewöhnlich vor seinen Kumpels herauskehrte. Wenn sie nämlich allein mit ihm sprach, außerhalb dieses grellen und lauten Umfelds einer lärmenden Disco, an einem Ort, der ruhig war, dann war er wirklich willens ihr endlos lange zuzuhören und auf sie einzugehen. Und was ihr obendrein imponierte, war, dass er schon damals feine Anzüge trug, obwohl er zu jener Zeit noch nicht bei der Bank arbeitete, in der er heute beschäftigt ist.

Theo Chapo kam irgendwann im Schlepptau von Felix mit ins Haus der beiden Schwestern. Er und Felix kannten sich von Jugendzeiten an, sie waren gute Freunde, die häufig etwas miteinander unternahmen, obwohl sie sich auf den ersten Blick charakterlich stark voneinander unterschieden. Das war ein Phänomen, welches die beiden Schwestern nicht recht verstanden, denn wenn sie sich mit ihren besten Freundinnen verglichen, dann war das, was sie mit ihnen verband, gerade in der Ähnlichkeit ihrer Wesenszüge zu finden. Theo gab später zu, dass er das Haus der Schwestern nie betreten hätte, wenn ihn Felix nicht dazu überredet hätte. Felix habe Theo damals erklärt, dass seine neue Freundin eine Schwester habe, die sehenswert und gegenwärtig noch von keinem Typen in Beschlag genommen worden sei. Theo gab dem Drängen seines Freundes nach und so lernte er schließlich Valerie kennen. Wenige Wochen später, bei einem Ausflug zum Königsee, den die jungen Leute zu viert unternahmen, funkte es zwischen ihm und Valerie. Es dauerte etwas länger, als es bei Elsa und Felix gedauert hatte, bis sie vor den Traualtar traten. Valerie wurde Frau Chapo und Theo war an diesem Tag gewiss der stolzeste Mann auf Erden. Die Vermählung der beiden kam im Umfeld ihrer Familien und Freunde für niemanden überraschend, nach Ansicht aller Leute, die das Paar

kannten, passten die beiden sehr gut zueinander. Die Frischvermählten wollten jede freie Minute miteinander verbringen, taten sich offenkundig gegenseitig gut. So wie die Gärtner darüber Bescheid wissen, dass sich gewisse Pflanzenarten im Garten gegenseitig positiv beeinflussen, zum Beispiel Salat- und Lauchpflanzen, so fühlten sich auch die beiden jungen Leute bestens aufgehoben, wenn sie permanent aufeinander klebten wie die Kletten. Der Eindruck, den Valerie damals von Theo gewann, als sie ihn kennenlernte, war, dass er der Fels sein könnte, der ihr jenen Halt geben wird nach dem sie insgeheim schon seit Jahren suchte. Er war in so vielerlei Hinsicht das komplette Gegenteil von Felix, dies dachte sowohl Valerie als auch Elsa. Aber natürlich blieb es auch Valerie nicht erspart, einige Punkte ihres ersten Urteils betreffend der Fähigkeiten Theos revidieren zu müssen. Denn auch an seinem Wesen offenbarten sich mit der Fortdauer der Beziehung einige versteckte Mängel, die man - wenn man es so formulieren möchte - beim Kauf eines Gebrauchtwagens vielleicht noch schulterzuckend in Kauf nimmt, die aber, sofern diese Mängel bei einem Neuwagen auftreten, die Freude an dem erworbenen Produkt nicht unerheblich trüben. Insofern war das Eheleben, je besser sie es kennenlernte, auch für Valerie nicht das Vergnügen, auf das sie hoffte.

Beide Schwestern bewohnen heute zusammen mit ihren Ehemännern ein schmuckes Reihenhaus im gehobenen Münchner Stadtteil Schwabing-Freimann. Zu Fuß trennen die beiden Anwesen gerade einmal zehn Minuten voneinander. In den Englischen Garten haben es Elsa und Valerie auch nicht weiter. Ihre Immobilien befinden sich in einer Lage, von der andere nur träumen können. In München gibt es genügend Leute, die sozusagen in Geld wie in ihrem eigenen Swimmingpool schwimmen, aber eine Wohnung oder ein Haus in Schwabing zu erwerben, ist sogar für betuchte Menschen ein nicht unerhebliches Vabanquespiel. Es ist der angrenzende Englische Garten, der Schwabing so attraktiv